

Live dabei

Bewaffneter Kampf in den USA, bewaffneter Kampf im Gaza-Streifen: Ein guter und ein schlechter Dokfilm auf der Berlinale

Grit Lemke

Verwackelte Bilder, wahllos schnell in alle Richtungen schwenkend, während der Kameramann Schutz sucht oder um sein Leben rennt, schreiende Menschen und immer wieder Schüsse – bei der Berichterstattung aus Krisengebieten gehört das dazu. Manchmal gehen dabei nicht nur die Gefilmten, sondern auch einer der Filmenden drauf – all inclusive.

Authentizität als Gradmesser von Wahrheit und Glaubwürdigkeit wurde erst möglich mit der Entwicklung leichter Übertragungstechnik. Erstmals konnten am 17. Mai 1974 Millionen US-Amerikaner live verfolgen, wie sich 500 Polizisten eine Schlacht lieferten mit sechs Mitgliedern der Symbionese Liberation Army (SLA), einer bis heute legendären linken militanten Vereinigung. In »Neverland« lässt Regisseur Robert Stone keinen Zweifel daran, daß die gesamte Geschichte der SLA sowie sie selbst Produkt und Konstrukt einer sich gerade entwickelnden Mediengesellschaft war. Erst durch einen bis dahin beispiellosen Medienrummel erzielten die teilweise spektakulären Aktionen ihre beabsichtigte Wirkung, so wie jeder Schritt der Akteure sofort hinausgetrötet und allseitig kommentiert wurde. Die Journalisten machten gern mit in dem inszenierten Versteckspiel der SLA, das über lange Strecken das FBI aussehen ließ wie »einen Haufen Idioten«.

In seiner genialen, stringent und rasant geschnittenen Montage aus Zeitzeugen-Interviews und teilweise unveröffentlichtem Archivmaterial, Trick- und Spielfilmszenen macht Stone aber auch deutlich, wie sehr die SLA-Mitglieder selbst Kinder ihrer Zeit und deren Kultur waren. Hollywood läßt grüßen, wenn die selbsternannten Rächer der Entrechteten als Lösegeld für die entführte Millionenerbin Patty Hearst Nahrungsmittel für die Armen forderten. Hearst selbst wurde mit einem der Entführer zu »Bonny and Clyde«, und als sie eine Bank ausraubten, taten sie das, wie ein Zeitzeuge später sagt, »so artistically«.

Der 11. September hat den schon fast verklärten Geschichten neue Brisanz verliehen, die mittlerweile zu bürgerlichen Existenzen bekehrten Ex-SLA-Mitglieder wurden letztes Jahr nachträglich für einen Mord zu langen Haftstrafen verurteilt. Hearst aber, die offiziell als Opfer terroristischer Gehirnwäsche angesehen wird, tourt als geläuteter Barbie-Klon durch Talkshows – ein weiteres Kapitel des Medienwahnsinns.

Möglichst authentisch dran sein am Geschehen wollte auch ein britisches Fernseheteam, das es sich zur ehrenwerten Aufgabe gemacht hatte, Kinder im Gaza-Streifen zu porträtieren um zu verstehen, »wie man so sehr hassen kann«. In »Death in Gaza« werden wir Zeugen eines Krieges, der allen Ernstes gegen Kinder geführt wird und sie schon früh auch zu Tätern werden läßt. Der Tod ist für sie etwas so Normales wie Teletubbies, bedrohlich schieben sich Panzer und furchterregende Bulldozer in ihre Welt, sie stehen immer wieder an frisch geschaukelten Gräbern von Freunden und Verwandten, und morgen oder heute schon kann es sie selbst treffen. Das wiederum, so sagen sie oft, wünschen sie sich sehnlichst, denn Märtyrer sind das Größte, etwas in der Art realer Ninja Turtles.

Martyrerwerden ist auch ein cooles Spiel mit selbstgebauten Maschinengewehren. Ähnliche Spiele würde man bei Jungen auf der ganzen Welt und noch im peacigsten Kreuzberger Kinderladen finden, mit dem Unterschied, daß für diese Kinder hier keine Grenze zwischen Spiel und Ernst existiert und sie so wie mit Holzgewehren auch mit echten selbstgebastelten Handgranaten auf die Panzer zielen. Man sieht, wie Ahmed von Intifadakämpfern zum Spion und potentiellen Märtyrer herangezogen wird. Die Geschichte dieses gut ausgewählten Protagonisten und seiner Freunde erschüttert, aber die zunehmende Beklemmung beim Ansehen dieser Bilder rührt aus dem Ärger über so viele verschenkte Möglichkeiten. Die Filmemacher verwechseln »nah dran« mit »live dabei«, und letzteres macht noch keinen ordentlichen Dokfilm. Viel zu lange bleibt völlig unklar, wessen Geschichte wie erzählt werden soll. Allein die Information, daß alles so schlimm ist, reicht für einen guten Film eben nicht aus. Zu selten sind wir wirklich bei den Kindern, blicken in ihre Gesichter, hören, was sie zu sagen haben. Das wird dann aus dem Off nervig, pseudo-betroffen und teilweise peinlich kommentiert, ganz abgesehen von bedeutungsschwangerer Schrummel-Musik, wenn die Filmemacher zu Recht der eigenen Dramaturgie mißtrauten.

Vielleicht hätte James Miller, Regisseur und Kameramann, etwas Besseres aus dem Material gemacht. Bei den Dreharbeiten wurde er hinterrücks von israelischen Soldaten erschossen. Vielleicht war der Schock für seine Mitarbeiter, die den Film fertigstellten, zu groß. So aber starb Miller vielleicht für eine gute Sache, leider aber auch für einen schlechten Film.

* »Neverland – the Rise and Fall of the Symbionese Liberation Army«, Regie: Robert Stone, USA 2004, 89 Minuten; »Death in Gaza«, Regie: James Miller, GB 2003, 77 Minuten

Erschienen in: junge Welt, 13.02.2004
<http://www.jungewelt.de/2004/02-13/021.php>